

Liebe Leser,

vor 105 Jahren war die Welt noch ganz anders. Auf dem Kirchturm scannte der Feuerwächter die ganze Stadt ab und gab Alarm, wenn er ein Feuer entdeckte. Immerhin hatte er telefonische Verbindung zum Stadtschultheißen. Der ging sonntags zur Kirche und begrüßte alle Leute, indem er den Hut

zog. Das sahen die, weil sie nicht dauernd aufs Handy starrten. Aber Fantasy gab es damals schon. Ich sage nur: Das Scheuerberger Fräulein!

• Ich hoffe, Sie mögen diese Seite.

Dann lesen Sie jede Woche etwas Neues über die alte Zeit.

Pia Pichterich

Mein Onkel war Kirchturmwächter von Sankt Dionysius

von August Vogt

Als mein Onkel Wilhelm das letzte Jahr als Feuerwächter auf dem Turm der Stadtkirche Sankt Dionysius in Neckarsulm lebte, war ich gerade sechs Jahre alt, das war anno 1919. Es war immer ein Abenteuer, wenn ich zu der Wohnung des Onkels hinaufstieg. Zuerst ging es eine enge Wendeltreppe hoch. An der Mauer hing ein dickes Seil, an dem man sich festhalten konnte. Dann führte eine Holztreppe zu dem Raum unter der Krems (Turmumgang). Hier stand das Gehäuse der Turmuhr. Das Gehäuse war alt, hatte große eiserne Räder. Gewichte hingen durch den Boden nach unten, und immer wenn man vorbeikam, knarrte die Uhr, als ob sie es schwer hätte, die Zeit anzuzeigen. Das Zifferblatt und die Zeiger waren unterhalb der Krems.

Ein Stockwerk höher hingen die Glocken. Vier waren es, und die Glockenseile reichten bis ins Erdgeschoss des Turmes. Es war ein besonderes Erlebnis, die Glocken zu läuten. Nach dem Ausläuten hingen sich die Glockenbuben an die Seile und wurden dann beinahe bis zur Decke des Sakristeivorraumes hochgezogen. Ich durfte mich aber noch nicht an die Glockenseile hängen, ich sei noch zu klein, sagte man mir.

Wenn ich meinen Onkel besuchte, ging ich immer sehr rasch an den Glocken vorbei, denn der Stundenschlag traf einen wie mit einem Hammer. Von der Glockenstube konnte man durch eine Holztüre auf die Krems hinausgehen. Ich durfte nur hinausgehen, wenn eines der älteren Kinder des Onkels, meist war es die Elis, dabei war. Von hier oben waren die Häuser der Stadt unten ganz klein. Man konnte in die alten engen Gassen schauen und die Leute betrachten, die winzig klein waren. Manchmal winkte meine Mutter aus dem Wohnzimmerfenster unseres Hauses in der Judengasse, die es heute nach den Kriegszerstörungen nicht mehr gibt, herauf. Das war dann eine besondere Freude.

Noch ein Stockwerk höher war die Wohnung von Onkel und Tante, dort wo heute hinter der goldenen Uhr die kleinen Fenster sind. Da oben war ein Wohnzimmer, eine kleine Küche und ein Schlafraum, der noch etwas höher lag. Im Wohnzimmer stand auf einem Tischchen ein Kasten mit einer Kurbel, es war das Telefon. Der Onkel nahm den Hörer in die Hand und sprach in einen kleinen Trich-

ter, der an dem Kasten angebracht war. So könne er, sagte man mir, mit dem Herrn Stadtschultheißen auf dem Rathaus direkt sprechen. Der Herr Stadtschultheiß war ein sehr vornehmer Herr. Ich kannte ihn nur davon, dass er am Sonntag langsam zur Kirche hinaufschritt und immer wieder den Hut zog, um alle Leute zu begrüßen. In der Kirche hatte er beim sonntäglichen Hochamt einen besonderen Platz vorne neben dem Altar. Der Gottesdienst begann, wenn er hinter seinem Betstuhl stand. Meine Eltern erzählten, dass der Herr Stadtschultheiß nie zu früh und nie zu spät gekommen sei.

Jetzt bin ich mit meiner Geschichte etwas daneben geraten.

Um den Turm wehte oft ein heftiger Wind, dann heulte es um die kleinen Fenster. Das war die Zeit, wo die Großen dann ihre Gespenstergeschichten erzählten.

Da habe es früher einen Reiter gegeben, der immer wieder an das untere Stadttor, das in meiner Kindheit nicht mehr stand, anklopfte. Und wenn die Wächter durchs Tor geschaut haben, dann sei der Mann ohne Kopf davongesritten.

Sie erzählten auch vom wilden Heer. Das sei vom Odenwald herangeritten, am Turm vorbei, bis zum Schemelsberg bei Weinsberg. Wenn der heftige Wind draußen wehte, dann konnte man schon meinen, jetzt ritten die wilden Reiter vorbei.

Es gab auch noch die Geschichte vom Stiftsberghäuschen, das auf der Grenze zwischen Neckarsulm und Heilbronn lag. Dort haben Hexen ihre Zusammenkünfte gehalten und Pfannenkuchen gebacken. Wenn einer des Nachts vorbeiging, wurde er gar zum Mitessen eingeladen, aber nur wenn er ein armer Kerl war. Die Reichen, vor allem auch die Städter, konnten die Hexen nicht so recht leiden.

Und meistens wurde die Geschichte vom Scheuerberger Fräulein erzählt. Die ginge nächtens am Scheuerberg, wo ehemals die große Burg stand, mit einem Lichte um. Und wer das Fräulein anspreche, der würde sie erlösen und einen großen Schatz finden. Aber, so erzählte man mir, bisher habe noch keiner den Mut gehabt sie anzusprechen. Der Schatz könne also immer noch gefunden werden. [...].